„Ein trotzig stolzes Volk in Bayerns freiem Bergwald"

Der Herrgottschnitzer von Ammergau

Dr. Ludwig Ganghofer's Meistererzählung

(5. Fortsetzung)

Mit heißer Spannung erwartete Lehnl den Tag, an dem er das erstemal das Haus verlassen konnte; und als dieser Tag gekommen war, führte der erste Ausgang den ungeduldigen Alten ins Wirtshaus hinüber.

Es war am Nachmittag eines für die schon ziemlich vorgerückte Jahreszeit seiten schönen Tages. Als Lehnl in die Wirtsstube trat, fand er nur ein paar Holzknechte vor, welche mit Karten, die bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt waren, ihren Bittern ausspielten. Die Kellnerin saß neben dem Schenktisch und strickte. Nachdem Lehnl diesen Leuten zur Genüge versichert hatte, da hes ihm recht passabel ginge, schritt er auf die Türe des Nebenzimmers zu, in dem er Loni vermutete. Er hatte sich auch nicht getäuscht. Das Mädchen saß am Fenster und mühte sich damit ab, einen in die Brüche gegangenen Hausrock ihres Pflegevaters wieder zusammenzurichten. Als Loni die Türe gehen hörte, wandte sie langsam den Kopf, sprang aber dann in freudiger Ueberraschung auf. „Meiner Seel, der Lehnl!" Und mit ausgestreckten Händen eilte sie dem Alten entgegen.

Lehnl sah dem Mädchen erstaunt, fast erschrocken ins Gesicht. Das frische blühende Rot, das sonst auf diesen Wangen gelegen, war von ihnen gewichen, und die runden Backen waren recht schmal geworden.

„Ja wie geht's dir denn, du armer Kerl?" so plauderte Loni weiter. „Was macht denn dein Kopf?"

„So ein dicken Schädel schadet net leicht war. Wie geht's denn aber dir? . . . Schaust net gar gut aus! . . . Hab allweil Zeitland gehabt nach dir und hab glaubt, du pfuchst mich einmal"

Loni wandte sich ab und machte sich am Tische zu schaffen. „Ich wär schon kommen . . . wenn . . . aber . . ."

„Wenn . . . aber? Ja so! In das Haus, wo ich gelegen bin, geht halt net eini? Geht?"

„Du hast wohl gehört . . .?" gab Loni mit gepreßter Stimme zur Antwort.

„Gehört und gesehen genug!" Lehnl zog einen Stuhl an den Tisch und ließ sich nieder. „Lonerl, Lonerl . . . das war net recht!"

„Sagst du auch so! Ich muß mir schon von die andern Leut genug hören."

„Meinst vielleicht, ich sollt dich loben auch noch? Das wär doch z'viel verlangt. Wer den Pauli gesehen hat, wie ich . . . wie er heimkommen is, kein Wort gredt, sein Feiertagsgewand weggworfen . . . hat und wieder naus bei der Tür . . . Lonerl, der kann dir kein Fleißbillett geben. Erst am andern Tag in der Fruh is er wieder heimkommen . . . und wie ich ihn hab fragen wollen, was denn los is, hat's geheißen: Red nix, wenn du haben willst, daß ich dir gut bin!"

„Du bist halt auch wie die andern!" versetzte Loni mit ärgerlichem Ton. „Redest allweil bloß von ihm, aber net von mir. Hab mich schon so gfreut, daß ich mit dir über die dumme Geschicht diskrieren könnt . . . derweil is das auch nix!" Sie trat vom Tisch weg an das Fenster und nahm ihr Näzeug wieder zur Hand. „Jetzt is halt aus!" seufzte sie tief auf und begann zu nähen.

„No . . . ." meinte Lehnl und blickte forschend nach dem Mädchen, „das möcht ich grad doch net so steif behaupten. Denn was einmal die richtige Lieb war, die bleibt's auch, mach da gschehen, was will."

Loni drückte den Kopf in den Nacken. „So?" rief sie erregt. „Du hast ihn halt net gsehn, wie er dagstanden is und gredt hat . . . 's richtige Mannsbild, wie man sich's denkt . . . und wie er gsagt hat: jetzt wenn sagst, zwischen uns is nix und zwischen uns wird nix, nachher kannst recht haben! . . . Und das Bhüt Gott! . . . Ich dank!"

„Ja, ja," meinte Lehnl, „das will ich schon glauben . . . aber . . . wenn auch bei ihm, wie ich mein', 's Eis noch zum brechen wär . . . du kannst ihn ja doch nimmer mögen?"

„Na . . . nie!" fuhr Loni auf. „Lieber sterben!"

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Türe, und der Maler Baumiller trat ein.

Die üblichen Begrüßungen wurden gewechselt, und wieder einmal mußte Lehnl ein halbes Dutzend Fragen nach seinem Befinden beantworten. Dann verließ der Alte das Gemach, um auch dem Wirte ein Grüßgott zu sagen.

Ueber alles mögliche plauderte der Maler inzwischen mit Loni; plötzlich mitten im Gespräche über das schöne Wetter neigte er sich über die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß, und sprach ihr ins Ohr: „Sag einmal, Lonerl, könnt man jetzt mit dir net auch einmal ein gscheits Wörtl reden?""

„Man müßt's halt probieren!"

„Wegen meiner und wegen dem Pauli."

„Jesses! Wenn ich nur den Namen nimmer hören müßt!" gab Loni gallig zur Antwort. „Ihr wißt's ja, daß ich ihn net ausstehen kann."

„Ich red ja nur grad deswegen von ihm, daß du einmal zur Ruhe kommst!" tuschelte der Maler mit eindringlichem Eifer. „Und das gschieht net eher, wie der Pauli net geht."

Hastig hob Loni die Augen und blickte dem Maler ins Gesicht. „Daß er aber net geht," gab sie zögernd zur Antwort, „ich mein', das habts oft genug schon gehört."

„Die Sach is halt net recht ausgemacht worden! Du, Loni, du selber mußt die Gschicht in die Hand nehmen!"

Lonis Augen wurden immer größer. Und bedenklich schüttelte sie den Kopf. „Da geht mir der Verstand aus!"

„Wirst es gleich verstehen!" Baumiller zog einen Stuhl zu Loni ans Fenster, setzte sich ihr gegenüber nieder und faßte ihre beiden Hände. „Sag, Loni, kannst du's begreifen, daß ein Mensch mit ganzem Herzen und ganzer Seel was wünscht und hofft, so daß er gar kein andern Gedanken mehr hat? Begreifst du das?"

„O ja!" Ein tiefer Seufzer schwellte die Brust des Mädchens.

„Siehst, Loni, so ein Gfühl hab ich gehabt, wie ich ein junger Mensch war. Wie ich zum malen angfangt hab, und wie ich die Bilder gieben hab von unsrer großen Meister, da is in mir der Wunsch aufgstiegen, was Gleiches zu schaffen und auch Bilder zu malen, vor denen die ganze Welt staunen müßt. Der Wunsch war ein recht schöner! Und was an meinem guten Willen und an meim Fleiß gelegen war, das is auch redlich gschehen. Aber weiter hab ich's halt doch net brach' als daß meine Bildln gern kauft worden sind, und daß ich mit ein'm bißl was erworben hab. Schau, Lonerl, damit darf ich net zufrieden sein. Wenn es mir net gangen wie ein Schneider, der ein Rock für ein großmächtigen Mann machen will . . . und 's Tuch reicht bloß für ein Buben. Das Tuch, das heißt man bei uns Talent. Die Stund, wo ich zur Einsicht kommen bin, daß bei mir 's Tuch net reicht, das war die schwerste Stund in meim Leben! Und da sind ich auf einmal ein Menschen, der das Talent, das mir gfehlt hat, im reichsten Maß besitzt, und dem, um das zu werden, was mir bei allem Fleiß net gelungen is, nix fehlt als die richtige Schul und der rechte Lehrer."

In immer steigender Aufmerksamkeit hatte Loni dem Maler zugehört. Und mit schüchterner Stimme fragte sie nun: „Is das der Pauli?"

„Ja, Herzl, das is der Pauli!" fiel der Maler ein. Und seine Augen leuchteten, als er weiterfuhr; „Immer besser und besser hab ich ihn kennen lernen . . . und wie mein Glauben an sein Talent immer mehr und mehr bestärkt worden is, da hat in mir unter all der Aschen die alte Glut wieder aufgflammt! Da hab ich den Menschen wachsen und werden sehen zu dem, was er werden kann. Da hab ich im Geist voraus schon die Kunstwerke angstaunt, die unter seiner Hand einmal entstehen, und in Gedanken seh ich die Leut sich rumdrängen und hör, wie sie einander erzählen: Seht's, dort, der alte Maler is's, der den Menschen für die Kunst gewonnen hat! Und von dem Dank, den die Welt ihm zu Füßen gleagt hätt, wär auch für mich ein Bröserl abgfallen, wenn auch nur ein kleinminzigs, und ich wär zfrieden gwesen!"

Loni konnte ihre Bewegung nicht mehr unterdrücken; sie sprang auf und in unverhehlter Rührung streckte sie dem Maler die beiden Hände hin. „Was kann ich tun, damit 's so kommt, sagen Sie's mir . . . und ich tu's!"

„Du selber mußt mit dem Pauli reden!"

„Na! Net um alles in der Welt!" stieß Loni auf, und dunkle Röte überfloß ihr Gesicht. „Alles tu ich . . . alles, aber das net! . . . das kann ich net!"

„Geh, red net so voreilig!" mahnte der Maler. „Denn schau, Lonerl, was ich von dir verlang, das ist das einzige, was nach helfen kann."

„Und warum soll's grad helfen, wenn ich mit ihm red?" fragte Loni zweifelnd. „Da glaub ich eher, daß mein Reden alles noch schlechter macht."

„Und wenn's auch so wär, versuchen mußt du's, ob du ihn net bewegen kannst, daß er die Hand nach seim Glück ausstreckt." Der Maler trat an Lonis Seite, und indem er den Arm vertraulich um ihre Schulter legte, fuhr er fort: „Schau, Kindl, du hast schon eine Schuld abzutragen an dem Menschen! Ich weiß auch, und lang schon hab ich dir's angmerkt, daß du's selber in dir fühlst, daß du's tun müßt."

Schnaufend suchte Loni nach Atem.

„Geht's gleicht er auch net?" drang er gleichen und laß dir auch nix sagen! Schau, der Pauli hat dich so gern gehabt, daß mit demselbigen schönen Tag auch alles verwandt sein muß. Du mußt dich zu dir so bei ihm nach nimmst, Lonerl, daß er dir's gewiß net abschlägt, wenn du zu ihm sagst: Pauli, ich bitt dich, geh fort, mich leidt's nimmer im Dorf, solang du da bist! Und wann er erst einmal bei uns in der Stadt is, wann er all das Neue sieht, was ihm da entgegenkommt, und wann er's Bedürfnis aufkommt, daß er's Studieren da mitgs doch mit dem Teufel angehen, wenn er mit der Zeit mit der unglücklichen Lieb aus dem Kopf macht, die ihm ein Gleichs is und du ein Augmacht, und wenn er net ein Mensch werden tät, der sein Glück verdient, und der sein Glück auch findet!"

Lautlos hatte Loni dem Maler gelauscht, und als er schloß und sie dringend anlud, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und wandte ihm mit tränenschwerem Blick die Augen. Mit heißer Röte brannte aber ihre Wangen, als sie sagte: „Meinstes Ihr auch gewiß, daß es dem Pauli sein Glück sein wird, wann er geht?"

„Es is meine feste Ueberzeugung!" gab der Maler kurz zur Antwort.

Hastig streckte ihm Loni ihre Hand hin. „In Gottes Namen, ich tu's!" Tränen stürzten mit zitternder Stimme hervor. „Weil Ihnen ein Gfallen damit gschieht und weil . . ." Der Stimme versagte, in Lonis Augen, und ein leises Schluchzen erschütterte ihre Brust. „und weil ich, weil ich es halt nur, wann ich den Menschen nimmer sieh."

„Geh, Lonerl," tröstete der Maler, „sieh, wann du's net so schwer."

„Schwer?" fuhr Loni ganz entrüstet auf und wischte rasch mit der Hand über die Augen. „Hilft mir ja gar net eini."

„So is recht!" rief Baumiller freudig aus und drückte das Mädchen an seine Brust. „Jetzt kann ich ruhig wieder auf mein Berg nauf steigen. Wenigs, es muß ja net gleich sein! Ich geh heut fort auf ein paar Tag, und wann ich wieder heim komm, können wir nochmal drüber reden. Und nachher wird sich schon einmal die rechte Zeit dazu finden. Jetzt führ dich Gott . . . und ich dank dir jetzt schon vorweg für dein guten Willen. Bhüt Gott!"

Lange, lange noch stand Loni regungslos und starrte vor sich hin auf das Fenstergesimse. Sie wußte gar nicht mehr, wie es gekommen war! Aber die Worte unbeilige Versprechen waren Amen. Sie sind reden? Mit jenem Menschen, der ihr so interessante Worte gesagt hatte, vor all ihren Verwandten, vor dem ganzen Dorf? Aber freilich, hatte sie denn nicht selber . . .

Loni schlug die Hände vor die Augen. Sie hatte nicht der Mut, einen Gedanken auszudenken; der sie selbst aller Schande zeihen mußte. Seufzend stand sie sich auf und nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand. Aber die Nadel zwischen ihren Fingern war recht unsicher, und nur langsam suchte sie ihren Weg durch das anderpentige Tuch, das sie auf einmal wieder stille stand.

„Es muß ja net gleich sein!" murmelte Loni vor sich hin, die Worte des Malers wiederholend. Dann sprang sie plötzlich auf. „Wohl muß es gleich sein, denn ein altes Sprichwort sagt: man muß das Eisen schmieden, so lang's heiß is." Sie eilte zur Tür und rief hinaus: „Resl!"

Die Kellnerin kam und fragte: „Was magst?"

„Geh, nimm zum Pauli und sag ihm, er soll gleich auf der Stell in der Kammer, der Herr Baumiller hätt noch Wichtiges mit ihm g'redet!"

Resl hatte den Mund aufgesperrt, und blickte verdutzt auf Loni: „Ja . . . aber . . ."

„Schau net so dumm drein," fuhr Loni sie zornig an, „sonstern tu, was ich dir sagt!"

„Das is aber gewaltig!" murmelte Resl, als sie kopfschüttelnd ging, um Lonis Auftrag auszuführen.

Loni trat zum Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. Mit weit ihr augenblicklich keine andere Beschäftigung einfiel, fing sie an, mit den Fingerspitzen aus den Konturen der Tischplatte, den grauen Sand herauszuklauben, der sich beim Reinigen des Tisches wie in all Ritzen gelegt hatte.

Ein paar Minuten mochten vergangen sein, da klang aus der Wirtsstube die Stimme der Kellnerin: „Geh nur du eini in d' Stuben!" Und schwere Tritte näherten sich der Türe.

„Heilige Muttergottes, steh mir bei," flüsterte Loni, „da is er schon!"

9

Ein schüchternes Klopfen wurde hörbar. Gleich darauf öffnete sich die Tür, und Pauli trat ein.

„Jesses . . . d' Loni!" fuhr es erschrocken aus ihm heraus, als er das Mädchen erblickte. Und in verwundter Verlegenheit drehte er seinen Filzhut zwischen den Fingern.

Mit der einen Hand auf den Tisch gestützt, stand Loni da und blickte scheu zu dem Gast hinüber. „Grüß Gott!" hauchte sie leise.

„Grüß Gott auch!" klang die trockene Antwort. „Ich weiß net, ob ich da recht bin? Ich soll zum Herrn Baumiller kommen."

„Ja, ja, bist schon recht!" stieß Loni hervor. Und als sie ihr eine schnellgesprochene Lüge weniger schwer, fügte sie mit hastigem Geplauder bei: „Er hat gsagt, du sollst da warten, er wird gleich kommen, hat gsagt."

„Muß ich halt warten!" Pauli wandte sich zum Fenster, das neben der Türe war, stellte sich vor die Scheiben, kreuzte die Arme hinter dem Rücken, schwenkte zwischen zwei Fingern seinen Hut und blickte stumm ins Freie hinaus.

Loni näherte sich ihm mit kurzen Schritten, aber nur so weit, daß ihr ausgestreckter Arm mit den Fingerspitzen noch immer die Tischecke berührte. Vergeblich mühte sie sich, ein Wort über die Lippen zu ringen; es war für, als umschlösse eine unsichtbare Hand wie mit eisernen Zange ihre Kehle. Bange Sekunden verrannen — bis endlich Pauli, dem sich diese Stille nicht minder drückend aufs Herz legte, sich kurz vom Fenster abwandte und der Türe zuschritt mit den Worten: „Ich will doch lieber draußen warten!"

„Jesses na!" stieß Loni erschrocken auf. „So bleib nur, der Herr Baumiller kommt gleich! Das heißt . . . es könnt ja möglich sein, daß er auch net gleich kam . . . weiter . . . wenn du's vielleicht mit der Zeitern recht notwendig hast . . . ich weiß auch, was er dir zum sagen hat . . . nachher . . . wenn du meinst . . . und wenn du's gar mir anderen willst . . . nachher kannst's ja ich dir auch sagen."

Erwartungsvoll hingen Louis Augen an dem Gesicht des Burschen, dem ein wehmütiges Lächeln um die Lippen huschte. „Schau, Loni, plag dich net!" erwiderte er nach kurzem Schweigen. „Du hast es schon in manchem recht weit bracht, aber 's Lügen bringt doch net recht zamm. Drück's halt aufi, wo mir sagen willst. Ich merk's ja eh, es is ein abgmachte Sach, daß du mit mir reden sollst."

Dunkle Röte überzog Lonis Wangen. „Na . . . gwiß net," stotterte sie. „Das heißt . . ."

„Es is schon gut!" schritt ihr Pauli kurz das Wort ab und stellte sich wieder vor das Fenster hin.

Durch diesen scharfen Schnitt war Loni aufgeweckt gegen ihrem Vorhaben abgebracht, als ihr dies sein konnte. Aber sie mußte nun sprechen — um jeden Preis. So faßte sie den ersten Gedanken auf, der ihr in den Sinn kam. Während sie sich vor ein zagendes Schrittlein näherte, fragte sie scheu: „Die geht's denn deim Mutterl, daß's lang nimmer giehn?"

„Ich dank, ganz gut!" klang es vom Fenster her.

„Ich hab gehört, sie tät dir allweil zureden, du sollst mit dem Herrn Baumiller in d' Stadt gehen?"

„Kann schon sein!"

„Und du wolltest net?"

„Is auch möglich?"

Paulis kurze Antworten konnten Loni nicht mehr einschüchtern. Sie hatte den Faden am richtigen Zipfel angesponnen, und mutig fragte sie weiter.

„Warum magst denn net, wenn man fragen darf?"

„Weil's mich net freut!"

„Das is freilich ein gwichtiger Grund. Aber wer weiß, ob dein Mutterl net am End recht hat, und ob's net dein Glück wär, wenn ihr folgen tätest."

Aus Paulis letzten Worten klang ein Ton so tiefen Schmerzes, daß die Tränen in Lonis Augen schossen. Beherzt trat sie näher und zerknitterte in fieberhafter Ungeduld ihre weiße Schürze, während sie sprach: „Na, Pauli . . . wenn du mich auch für recht schlecht haltst, schlecht bin ich doch net, und schau . . . wenn du meinst, es wär net so, wie der Herr Baumiller sagt, sondern so, wie du sagst . . . schau . . . da mein' ich, wär's besser, du gingest net fort, sondern bliebest da und tätst auch gleich . . ." Das Blut stieg ihr ins Gesicht bei dem Gedanken an das, was sie da hatte sagen wollen.

(Schluß folgt)

Die funkentelegraphischen Zeichen der Eiffelturmstation werden unter günstigen Umständen 6200 Kilometer weit gehört.

Das normale Menschenherz wiegt beim Erwachsenen rund 300 Gramm.

Bis zur Unkenntlichkeit hatte Pauli während Lonis hartnäckigen Fragen seinen Filzhut zusammengedreht. Die letzten Worte des Mädchens ließen ihn plötzlich auf diese immerhin unterhaltende Beschäftigung verzichten, und mit jähem Ruck wandte er sich vom Fenster ab. „No also . . . schau . . . da wären wir ja bei der Sach! Alles mögliche hat der Herr Baumiller schon probiert. D' Mutter und den Bürgermeister hat er über mich gehetzt . . . und jetzt schickt er gar noch dich!"

„Ja, Pauli, ich will's auch net längger leugnen, stammelte Loni. Und hastig, ohne recht zu bedenken, was sie sprach, redete sie weiter: „Der Herr Baumiller hat mir das Versprechen abgenommen, ich soll dir zureden, daß du mit ihm in d' Stadt gingst. Ein kleins bißl hat er gmeint, könntest du doch noch auf das hören, was ich dir sag . . . und hat gmeint, wenn ich dir sagte: Pauli, mich leidt's nimmer im Dorf, solang du da bist . . . mein Rast und mein Ruh is weg . . . geh fort von da . . . so . . . so tätst du's auch . . . hat er gsagt."

In guter Meinung, das richtige gefunden zu haben, hatte Loni fast Wort für Wort die Rede des Malers wiederholt, doch sie erschrak nicht wenig, als Pauli sie mit rauher Stimme anfuhr: „Und du schamst dich net? Und kannst mir so was ins Gsicht eini sagen? D' Ruh hast mir gstohlen, um meiner Liebe willen hast mich schändelt vor alle Leut, und jetzt kommst und willst meine Lieb als Fürspann nehmen, um mich von meiner Heimat z'treiben, von Mutter und Haus? Loni, das is grundschlecht!"

Flehend hob sie die zitternden Hände. „Pauli . . . ich bitt dich um Gottes willen, glaub so was net von mir! Wenn ich mich hab überreden lassen, daß ich dir zusprich, so wär's, weil ich überzeugt bin, es wär besser für dich, wenn du gingst, weil du mich nachher vielleicht vergessen könntest . . . und alles, was gschehen is? Und wenn du nachher ein berühmter Bildhauer werden tätst und alle Leut dich gern hätten und in Ehren halten, und wenn du nachher recht reich werden tätst . . . so hätt ich halt gmeint, könntest leicht auch das finden, was in deiner Heimat umsonst gsucht hast . . . die Lieb von einm braven Madl."

Wären es nicht die Einflüsterungen schwer gekränkter Liebe gewesen, die Paulis Augen verdunkelten und seine Ohren schlossen, er hätte aus diesem bleichen Gesichte lesen müssen, was in der beklommenen Seele des Mädchens vorging, und hätte hören müssen, daß aus dem Klang dieser Worte die wahrhaftige Offenheit eines geängstigten Herzens sprach.

So aber schüttelte er nur unmutig den Kopf, und mit heiserem Lachen rief er: „Also grad wegen meim Glück? Du mitleidiges Madl! Ich sag dir, ich glaub dir's net! Ich glaub viel eher, daß du jetzt lügst, und daß deine erste Red d' Wahrheit war: daß mich bloß fort haben willst, weil dir im Weg umgehst!"

„Na, Pauli, gwiß net!"

„Laß gut sein! . . . Ich geh dir aus'm Weg! Du sollst d' Ruh finden . . . ob ich mein Glück, das is ein andere Frag. Glaub aber ja net, daß ich mir aus dem Maler seim Gschwatz eine Hoffnung mach. Ich will net berühmt werden und brauch kein Reichtum . . . was ich brauch, hab ich, Gott sei Dank, und wollt ich mir meinwünschen, so müßt mich unser Herrgott strafen! Aber mag's jetzt sein, wie's will . . . ich geh . . . und wenn ich auch in mein Unglück renn."

„Jesses . . . wenn du so denkst . . . Pauli . . . wär's mir gleich lieber, du bliebest da!"

Pauli blickte verwundert auf; es klang ihm nun doch aus dieser Stimme etwas entgegen, was ihn stutzen machte; aber es kam ihm das so sonderbar vor, so ganz unglaublich, daß er dem Gedanken, der zu Lonis Gunsten sprach, nur einen einzigen Augenblick Gehör schenkte. „Plag dich net, Loni! Dein Ernst is ja doch net! Und meinetwegen brauchst kein Angst net z'haben . . . weil schon einmal so mitleidig bist! Ich bin schon über gar viel weggkommen und schlag mich da auch noch durch! Freilich, wie schwer mir's wird, das kann dir gleich sein . . . wenn's nur nach deim Kopf geht."

Das Original und einzig Echte

Schütze dich vor Nachahmungen, die oft ebenso gut verkauft werden wie

Minards Liniment

Erbschaften

Grundeigentum und sonstige Forderungen eingetrieben.
Vollmachten usw. ausgefertigt.
Gesetzmäßige Beglaubigung besorgt.
Erbschaften aller Art.
Geldsendungen nach Rußland und anderen Ländern Europas unter Garantie.

J. Lehrenkrauss & Sons
Bankgeschäft Etabl. 1878
359 Fulton St., Brooklyn New York

CASTORIA
für Säuglinge und Kinder.
Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt
Trägt die Unterschrift von Chas. H. Fletcher.
In Gebrauch Seit Mehr Als Dreissig Jahren
CASTORIA
THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.
Exact Copy of Wrapper.

Das Telephon im Kriege

Am Tage der Schlacht von Waterloo entsandte Napoleon um 10 Uhr vormittags einen Ordonnanzoffizier zu dem etwa 15 Meilen entfernten Grouchy, um ihm zu sagen, wie ungeduldig er ihn erwarte. Um 1 Uhr nachmittags begann Napoleons Angriff auf Wellington. Um 4 Uhr 30 Minuten machte sich das Eingreifen Blüchers (Korps Bülow) fühlbar. Grouchy kam nicht. Von fünf bis sieben Uhr dauerte die Krisis der Schlacht, um 8 Uhr abends war die Niederlage Napoleons besiegelt. Grouchy war mit seinen 30,000 Mann auf dem Schlachtfelde überhaupt nicht erschienen. Warum? Der Befehl Napoleons hatte ihn nicht erreicht, weil das Pferd des Ordonnanzoffiziers gestürzt war. Auch einen um 1 Uhr nachmittags wiederholten Befehl hatte Grouchy nicht erhalten. Der erste Befehl hätte Grouchy etwa um 1 Uhr treffen können, so daß sein Eingreifen, das der Schlacht wahrscheinlich eine andere Wendung gegeben hätte, gegen 5 Uhr, spätestens 6 Uhr möglich gewesen wäre. Hier kann man mit Berechtigung sagen, daß der Ausgang der Schlacht von Waterloo an einem Haar gehangen hatte. Wenn man davon absieht, daß ein solch wichtiger Befehl nicht vier Pferdebeinen allein anvertraut werden darf, sondern in doppelter oder dreifacher Ausfertigung übermittelt werden muß — damals stand eben der verläßliche Generalstabschef Napoleons, der Marschall Berthier, ihm nicht mehr zu Seite — so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wäre das möglich gewesen, wenn Napoleon das Telephon zur Verfügung gehabt hätte? Bestimmt nicht. Auch hätte Grouchy um volle drei Stunden früher in der anbefohlenen Richtung abmarschieren können. Man könnte zwar einwenden, daß Störungen im telephonischen Verkehr durch feindliche Einwirkung usw. vorkommen können. Gut, zugegeben. Allein in diesem Falle der ganzen Lage nach unwahrscheinlich. Und wenn, so können die Störungen rasch behoben werden. Ueberdies erfährt der Befehlserteiler sofort, daß die Verbindung stockt, und er vermag sich danach zu richten. (Auto, Reiter usw.).

Ein anderes Beispiel. Zu Napoleons Vorstoß am 14. Juni 1815 erhielt das Korps Vandamme den Befehl zum Vorrücken zu spät. Der Ueberbringer war gestürzt. Erst durch das Heranrücken des rückwärtigen Korps erfuhr Vandamme, daß er schon um 3 Uhr hätte aufbrechen sollen. Nun war es 6 Uhr. Drei Stunden waren versäumt. Auch hier kann behauptet werden, daß bei einer telephonischen Verbindung ein solcher Zwischenfall ausgeschaltet gewesen wäre. Diese Beispiele genügen, um die Bedeutung des telephonischen Verbindungsdienstes darzutun.

Der russisch-japanische Krieg zeigt uns zum ersten Mal die Anwendung des Telephons im großen Maßstabe neben jener des Telegraphen. Um eine Vorstellung von der damaligen Ausdehnung des Telephon-, beziehungsweise Telegraphennetzes zu erhalten, sei angeführt, daß jede der beiderseitigen Schlachtfronten vor der Schlacht von Mukden etwa 50 bis 60 Meilen mit den besachierten Gruppen beiläufig 75 bis 100 Meilen breit war. Sowohl das russische als auch das japanische Oberkommando befanden sich nicht mehr als 6 bis 10 Meilen hinter der Front. Diesen Rahmen hatte damals das Telephonnetz. Heute ist es um ein Vielfaches gewachsen. So hat die Westfront eine Ausdehnung von 450, die Ostfront von der Bukowina bis zur Ostsee rund 850 Meilen. Die Hauptstränge gehen von dem jeweiligen Oberkommando zu den Armeekommanden, von diesen zu den Korpskommanden. Hier beginnen die Verzweigungen zu den Divisionskommanden und selbstständigen Gefechtsgruppen. Von da aus verästeln sich die Telephonlinien zu den Brigaden und einzelnen Truppenkörpern; innerhalb dieser zu den Bataillonen und Kompagnien. Entsprechend der größeren Frontbreite sind auch die Kommandostellen in größerer Tiefe gruppiert. Die bescheidene Tiefe von 6 Meilen genügt heute nicht mehr für ein Oberkommando, höchstens für ein Divisions- oder Korpskommando. Von besonderer Bedeutung ist das Telephon für die Artillerie. Von einem oft Meilen weiten Beobachtungsstande dirigiert der Artilleriekommandant seine Feuerschlünde mit unfehlbarer Sicherheit und Präzision.

Eine märchenhafte Vorstellung liegt in diesem Telephonnetz. Man bedenke: Der geistige Blitz entspringt dem Oberkommando, der verwandelt sich in den elektrischen Funken und schon lenkt dieser die Hunderttausende von Soldaten in bestimmte Richtungen mit bestimmten Aufgaben. Oder umgekehrt. Noch raucht das Schlachtfeld vom Blut und in der kürzesten Zeitspanne sind die höchsten Kommanden über die Geschehnisse, die Hunderte von Meilen weit stattgefunden haben, unterrichtet. Ja, diese haben es in der Macht, sofort korrigierend oder abändernd in die Aktionen einzugreifen. Wahrhaft wunderbar! Es wäre theoretisch ganz gut denkbar, daß ein Oberkommando in der Hauptstadt verbliebe, um von da aus die Geschicke des Heeres zu lenken.

Wie die Telephonisten arbeiten, das ist

Huck & Kleckner
Gemischte Warenhandlung
Bibank, Sask.
Wir laden Sie höflichst ein, unsere
Herrenanzüge
sowie Kinderkleider
zu besichtigen. Ihre besondere Aufmerksamkeit lenken wir auf die übergroße Auswahl in
Schuhen und Stiefeln
Möbeln
und Pferdegeschirren
Wir zahlen stets die höchsten Preise für Farmprodukte.

Halten Sie die Männer in guter Stimmung
Wenn Ihr Gatte ein Streichholz anzündet um seine Nachmittagszigarre zu rauchen, seien Sie sicher, daß er ein ständiges, ruhiges Feuer hat, und daß das Streichholz gleich zündet. Verlangen Sie bei Ihrem Spezereiwarenhändler
EDDY'S
Golden Tip
Streichhölzer, eine von den vielen Marken.